

Windungssinn“ das Tier völlig unfähig zur Kopula mit allen (normalen) Artgenossen machen; und kein vernünftiger Mensch wird solch ein Tier deshalb als neue Art oder Gattung ansehen.

Was den Wert der ternären Nomenklatur angeht, so habe ich mich nach mehrfachen Schwankungen zu folgender Ansicht durchgerungen: sie ist allerdings für Spezialuntersuchungen nützlich, ja unentbehrlich. Doch kann selbst hier des guten zu viel getan werden; wollte man z. B. den 16-punktigen Marienkäfer in alle möglichen Aberrationen zerlegen, so gäbe dies, da theoretisch jeder Punkt fehlen oder da sein kann, unabhängig von andern: $2 \text{ mal } 2 \dots = 2 \text{ hoch } 16 = 65536$ Aberrationen! Höchst beachtenswert erscheint mir deshalb Courvoisiers Vorschlag, den ich bereits früher (in einer Fußnote) erwähnt. Freilich ist hinwiederum zu bedenken, daß bei punktierten Schmetterlingen und Käfern manche Punkte sehr oft, andere sehr selten verschwinden, was auf eine phylogenetische Ungleichartigkeit der einzelnen Punkte deutet, die sich auch in der Ontogenese bei der Ausfärbung durch ungleichzeitiges Erscheinen der Punkte recht charakteristisch widerspiegelt. In einer Spezialuntersuchung wird man also, mit dem Mathematiker zu reden, „vorübergehende Bezeichnungen“ auch für solche Aberrationen einführen können, vielleicht müssen; als selbständige wissenschaftliche Arbeit kann man solche Benennung jedoch nicht ansehen, weshalb es vielleicht zweckmäßig wäre, dabei stets den Autornamen wegzulassen. (Auch das liegt offenbar ganz im Sinne von Courvoisier.)

Der Name Aberration für die Linnésche*) *varietas* scheint mir auch nicht sehr glücklich gewählt; man denkt unwillkürlich dabei an eine Abnormität, die aber die aberr. i. a. doch durchaus nicht darstellen: sie bezeichnen nur die „Variationsbreite“ der betreffenden Art. Statt Varietät sollte man Subspezies, Unterart sagen, vor allem für die geographischen Rassen, statt Aberration: Varietät, und den Namen Aberration für wirkliche „Abirrungen“ vom Typus brauchen, z. B. für Atavismen u. dergl. Die Verwirrung ist auch hier schon sehr groß, denn tatsächlich nannte man doch allgemein bis vor wenigen Jahren die jetzigen Aberrationen: Varietäten.

Dr. Schröder schlug mir einmal folgende Definition vor: „Aberrationen können aus demselben Gelege kommen, Varietäten nicht.“ Diese Definition ist theoretisch unanfechtbar, aber leider praktisch nicht verwendbar, oder doch nur in Zuchten, bei denen man wiederum nie genau wissen kann, ob nicht „künstliche“ Einflüsse das Resultat beeinflussen können. Beim Saisondimorphismus hätte man nach obiger Definition also von Varietäten zu reden, aber gerade für diese Erscheinung sind die Temperaturverhältnisse maßgebend, und man kann künstlich aus demselben Gelege Frühlings- und Sommerformen hervorbringen, wo nicht stets, so doch vielfach, so daß hiernach gar kein prinzipieller Unterschied zwischen var. und aberr. besteht; das ist auch a priori zu erwarten: *natura non facit saltum*. Aber mögen unsere Einteilungen auch künstlich sein — die Natur kennt nur Individuen, keine Arten und Gattungen — entbehrlich sind auch diese künstlichen Einteilungen deshalb nicht. Nur ist es gut, sich von Zeit zu Zeit ihrer notwendigen Unvoll-

kommenheiten zu erinnern, um nicht in die Versuchung zu kommen, aus der Formalität der Nomenklatur sachliche Trugschlüsse zu ziehen.

Mögen diese Zeilen nicht ganz wirkungslos bleiben. Wer sich im Latein nicht ganz sicher fühlt, für den ist es doch wirklich keine Schande, vor einer neuen Benennung einen Freund mit guten Kenntnissen der alten Sprachen zu Rat zu ziehen. Denn ich schließe wie ich angefangen: die Nomenklatur soll nun einmal lateinisch sein.

Zu dem Artikel des Herrn Otto Meißner „Nomenklaturfragen“ in No. 35 d. Z. geht uns nachstehende Entgegnung zu, die wir hier zum Abdruck bringen, da die Polemik sich in sachlicher Form hält und es dem geschätzten Herrn Autor gewiß nur angenehm sein kann, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, seine Behauptungen durch Beweise aufrecht zu erhalten.

Entgegnung.

Der in No. 35 veröffentlichte Artikel des Herrn Otto Meißner „Nomenklaturfragen“ findet meinen vollen Beifall. Die darin gerügten Mißstände sind tatsächlich beklagenswert und es wäre zu wünschen, daß die leitenden Gesichtspunkte überall zur Anerkennung gelangten. In Einzelheiten dürfte derselbe jedoch auf Widerspruch stoßen. Frappiert hat mich der Satz:

„Ferner ist zu berücksichtigen, daß im Latein manche Adjectiva auf -us zweier Endungen sind, d. h. auch im weiblichen Geschlecht -us beibehalten.“

Da es im Latein selbst keine Adjectiva auf -us, -um ohne besondere Form für das Femininum gibt, so hat der Herr Autor gewiß die aus dem Griechischen stammenden Adjectiva zweier Endungen im Auge. Die bekanntesten Beispiele dafür sind die Epitheta: *ῥοδοδάκτυλος Ἥως* (die rosenfingrige Eos) und *Ἀφροδίτη καλλιπύγος* (Venus mit der schönen Rückseite). Das erste dieser Worte wird tatsächlich in der Entomologie gebraucht und zwar bei der Federmotte: *Platyptilia rhododactyla*. Ich selbst habe der Ansicht, daß solche Adjectiva auch bei der Hinübernahme ins Lateinische unverändert bleiben müßten, zugeneigt und habe in meiner Sammlung das Etikett -us geschrieben (der Falter hat übrigens den Namen deswegen, weil die Raupe auf Rosen lebt, nicht weil er „rosenfingrig“ ist). Das scheint mir aber doch bedenklich. Ich glaube wohl, daß die gebildeten Römer der Kaiserzeit, die ja alle griechisch verstanden, keinen Anstoß daran genommen hätten, ob sie aber selber diese Form gebraucht haben, möchte ich doch bezweifeln. Wenigstens findet sich von einem anderen bekannten Adjectivum *euplocamus* („mit schönen Flechten“) ein Beispiel bei Lucilius, der allerdings vor Cicero lebte, wo er die Form *euplocama* bildet. Aus diesem Grunde glaube ich, daß die in dem zitierten Satz enthaltene Behauptung nicht aufrecht erhalten werden kann.

A r in g.

Literatur.

Ein ehrendes Zeugnis deutscher Tatkraft liegt vor uns. Es ist das Werk „Vom Kongo zum Niger und Nil“ (gebunden Mk. 20.—), das soeben in zwei prächtig ausgestatteten Bänden bei Brockhaus erscheint, gerade rechtzeitig für Weihnachten. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der gegen-

*) Denn Linné sagt: „*varietas est planta mutata a causa accidentali, solo, humore, ventis etc.*“ (zitiert nach Kerner von Marilauns „Pflanzenleben“).

wärtige Kaiserliche Gouverneur unserer Kolonie Togo, berichtet mit seinen Begleitern über seine letzte große Afrika-Expedition, von der er erst im vorigen Jahre zurückgekehrt ist. Sie hat über Deutschlands Grenzen hinaus allgemeines Aufsehen erregt durch die hervorragenden Entdeckungen, die ihr beschieden waren. Reiche Schätze für die deutschen Museen und Zoologischen Gärten konnte der Herzog heimbringen. Aber die Eroberungen für die Wissenschaft waren nicht ohne Kampf. Kriegerische Verwicklungen hemmten die Expedition, und die Natur öffnete ihr Arsenal an Schrecknissen, um die glückliche Durchführung der Haupt- und der Teilexpeditionen aufs äußerste zu erschweren. Aber deutsche Offiziere, deutsche Forscher lassen sich nicht abschrecken.

Der Titel „Vom Kongo zum Niger und Nil“ läßt erkennen, welch ausgedehntes Gebiet der Schauplatz der Expedition war. Jeder der Führer der Teilexpeditionen erzählt in charakteristischer Weise seine Erlebnisse und Erfahrungen, und die verschiedenen Berichte schließen sich zu einem fesselnden Ganzen zusammen. Der Herzog selbst erforschte die Gebiete des riesigen Tschad-Sees und seines mächtigen Zuflusses des Schari. Er hatte sehr interessante Erlebnisse mit den prachtliebenden Sultanen jener uralten Negerreiche, in denen ein Stück Mittelalter wiedererstandener erscheint, und er versteht es ausgezeichnet, die deutsche und die französische Kolonialverwaltung in ihren Vorzügen und ihren Gegensätzen zu charakterisieren und auf Erstrebenswertes in unseren Kolonien hinzuweisen. Sein treuer Begleiter und Adjutant Hauptmann von Wiese drang vom Schari durch die riesenhaften Urwälder des Uelle-Gebiets auf die weiten Steppenflächen des Nilbeckens hinaus. Dabei machte er Bekanntschaft mit Stämmen, die zu den grausamsten Menschenfressern gehören.

Auch der Zoologe Dr. Schubotz durchquerte dieses Urwaldgebiet. Es war ihm das außerordentlich seltene Glück beschieden, ein nahezu sagenhaftes Tier zum ersten Male in frischgeschossenem Zustand photographieren zu können. Dieses Tier, das berühmte Okapi, ein Bewohner des tiefsten afrikanischen Urwaldes, ist so scheu, daß es Europäern noch niemals geglückt ist, das Tier lebend zu sehen. Der schwarze Jäger des Dr. Schubotz erklärte, die Europäer seien für die Jagd auf das Okapi zu dumm und machten zu viel Lärm. Schubotz entrollt ein überaus anheimelndes Bild von einem irdischen Paradies, und man gewinnt mit ihm das Volk der Mangbettu außerordentlich lieb. Kunstmaler Heims versteht es nicht nur, die Leuten, mit denen er in jenen unbekanntem Gebieten zu tun hatte, im Bild festzuhalten, sondern sie auch trefflich zu schildern, und mit Behagen liest man den Bericht von seinen mannigfaltigen Erlebnissen. Auch seine Freundin Simba, die Löwin, die inzwischen Berlinerin geworden ist, gewinnt die Sympathie des Lesers durch ihre Backfischstreichche. In ein ganz unbekanntes Gebiet Südkameruns führt uns Dr. Schultze. Ein ungeheurer dichter Urwald verbirgt reiche Schätze, und zum ersten Male erfährt das deutsche Publikum näheres über Land und Leute in diesem zukunftsreichen Gebiet. Zwerge und Menschenfresser bevölkern den Urwald. Der Forscher hat es verstanden, mit den Zwergen, den Jägern des Urwaldes, die als Fleischlieferanten von den Negern hoch geschätzt werden, auf vertraulichen Fuß zu kommen und sie in ihrem Familienleben zu beobachten. Die Menschenfresserei ist in Südkamerun unglaublich

ausgeartet. Werden doch die eigenen Eltern mit denen befreundeter Familien zum Fressen ausgetauscht! Aber glücklicherweise hat die deutsche Kolonialverwaltung es verstanden, auch im undurchdringlichen Urwald der Kultur Wege zu ebnen. Freilich war dies nur unter außerordentlichen Schwierigkeiten und Aufbietung aller Energie möglich, wie die Schilderungen Dr. Schultzes zeigen. Der Botaniker der Expedition Dr. Mildbraed entrollt entzückende Bilder der Inseln Fernando Poo und Annobon, dieser Perlen des Golfes von Guinea. Diese Inseln sind nicht nur landschaftlich ausgezeichnet, sondern besitzen insbesondere einen hohen wirtschaftlichen Wert. Erstaunlich ist der Reichtum des Buches an ausgezeichneten bunten und einfarbigen Abbildungen, Kabinettstücken der modernen Reproduktion. Für den Preis von 20 Mark ist das, was in dem Buche des Herzogs in Wort und Bild geboten wird, als außerordentlich billig zu bezeichnen, und wir können nur jedem, der gern von eigenartigen Ländern und Völkern hört und der sich für deutsche Forschungsarbeit im schwarzen Erdteil interessiert, warm empfehlen, dem prächtigen Buche auf dem Weihnachtstische einen hervorragenden Platz einzuräumen.

Auskunftstelle des Int. Entomol. Vereins.

Mehrfach an uns herangetretenen Wünschen zufolge lassen wir die beiden auf die Anfrage in No. 29 (Verpackung eines Insektenschrankes) erfolgten Antworten hier nachträglich zum Abdruck gelangen:

In erster Linie gehe man Lade für Lade genau durch und stecke die Tiere mit der Zange fest in den Boden ein. Bei starkem und stärkerem Körper wolle man außerdem noch unter den Leib gut Watte unterlegen und dann mit 2 gekreuzten Nadeln die Watte und den Leib feststecken, so daß sich das Tier nicht bewegen kann. Zur Prüfung dann, daß alles fest sitzt, stoße man abwechselnd von allen Seiten mit der Hand öfters auf die Lade und stürze sie sogar um. Die Läden werden dann in den Kasten geschoben und um ein Herumrutschen derselben zu vermeiden, stopfe man an den Seiten mit dem Messer oder einer stärkeren Nadel stark Watte hinein. Man kann aber auch von oben bis unten an die Läden des Kastens gut anliegende Pappen deckelstreifen einnageln. Der ganze Kasten wieder wird in starke Ruppen eingenäht, welche dann an allen Wänden und besonders an den Ecken, Enden und Füßen stark mit Holzwohle stark ausgepolstert werden. Der so verpackte Kasten wird dann dreibis viermal mit stärkerem Leinen kreuzweise überschnürt und so zum Transport gebracht. Man möge jedoch nicht die Aufschrift vergessen: „Nässe schadet“.

Albert Gmehling, Wien.

* * *

Um einen Insektenschrank so zu versenden, daß derselbe keinerlei Schaden erleidet, muß man in der Hauptsache darauf bedacht sein, den Leuten, welche den Schrank verladen, verstauen, umladen usw., zu zeigen, daß sie keine Kiste oder dergleichen, sondern einen vorsichtig zu behandelnden Schrank vor sich haben. Zu diesem Zwecke ist es erforderlich, daß derselbe sichtbar bleibt und trotzdem sicher verpackt ist.

Die beigegefügte Skizze stellt ein diesen Anforderungen entsprechendes Schutzgestell dar. Zuerst wird ein kräftiger Rahmen aus 3 cm starken Brettern

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Entomologische Zeitschrift](#)

Jahr/Year: 1912

Band/Volume: [26](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymous

Artikel/Article: [Literatur 146-147](#)